Ein Sommer in Löwenberg
Von Juli

Seinen eigentlichen Anfang nahm das Abenteuer erst, als sie in Löwenberg ausstiegen. Der D-Zug ruhte lang und dunkel in der Halle unter dem Holzdach - sie durchschritten einen Tunnel, oben, in hellem Sonnenlicht, stand die Kleinbahn, wie aus Holz gefügt, steif und verspielt.
Mühsam trugen sie ihr Gepäck die schmalen Stufen ins Innere der Bahn hinauf, bezahlten beim Fahrer und ließen sich auf die harten Holzbänke fallen. Das Gepäck hatten sie in einer Ablage gelassen, die Koffer für den zweimonatigen Aufenthalt füllten diese ganz aus. Es stieg aber auch kein Fahrgast mit Gepäck mehr ein, bevor die Bahn sich in Bewegung setzte. Die Sonne beschien die Stadtmauer mit ihren Türmen, als sich die Bahn mühsam die kleine Anhöhe zum Schloss hinaufschleppte. Doch bevor die ganze Pracht dieses Renaissance-Schlosses in ihren Blick kam, bogen sie ab und fuhren direkt auf ein großes Gebäude zu, dessen weiße Fassade mit der Zeit eher gräulich geworden war und hier und da schon etwas Putz verlor. „Kreiskrankenhaus Löwenberg! Die drei Herren bitte aussteigen!“, rief der Fahrer und schaute ungeduldig immer wieder über die Schulter, bis sie ihre Koffer auf den Gehweg gestellt hatten. Die Kleinbahn setzte sich ruckelnd und quietschend wieder in Gang. Mit langsamen Schritten begaben die drei sich auf den Haupteingang zu und erfragten beim Pförtner den Weg zum Büro des Klinikleiters. Dort nahmen sie Platz, bis ein bereits etwas älterer Herr mit hochgeschlossenem aber wehendem Kittel das Zimmer betrat und jeden mit einem festen Händedruck begrüßt hatte.
„Meine Herren“, begann der Herr Professor und ging gleich zum eigentlichen Thema über, „wir haben uns alle Mühe gegeben, sie aufgrund ihrer Interessen den unterschiedlichen Abteilungen zuzuordnen. Sie“, und damit wies er auf Franz, den kleinsten und introvertiertesten der drei, „werden zunächst in der Psychiatrie arbeiten. Und Sie beide werden in der Chirurgie beziehungsweise in der Inneren Medizin ihre Erfahrungen sammeln. Ich wünsche Ihnen einen lehrreichen Aufenthalt, bei dem sie auch die Facetten und Möglichkeiten eines eher kleineren Krankenhauses kennenlernen. Für alles weitere wenden Sie sich bitte an ihre zuständigen Chefärzte.“ Mit einer Handbewegung und seiner resoluten Ansage gab er zu verstehen, dass die drei sein Zimmer jetzt verlassen könnten. Mit einem freundlichen Nicken für die Sekretärin begaben sie sich wieder auf den Gang.
„Na wenigstens! Ich bin nicht so weit gereist, um dann irgendwem das Herz abzuhören oder den Bauch abzutasten!“, ließ Thomas verlauten. Georg guckte etwas verständnislos, schließlich war es für ihn eher ein Gräuel, für Stunden am Operationstisch zu stehen und vor lauter Blut die einzelnen Organe nicht auseinanderhalten zu können. Franz befürchtete bereits einen erneuten Streit zwischen seinen beiden Freunden und versuchte, den schwelenden Konflikt mit den Worten „Die Hauptsache ist doch, dass ihr beide zufrieden seid! Ich für meinen Teil bin es und würde vorschlagen, wir schauen uns jetzt unsere Zimmer im Wohnheim an“ zu beenden. Georg und Thomas zuckten mit den Schultern und folgten ihm auf dem Weg nach draußen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Innenhofs befand sich das ebenfalls etwas heruntergekommene Wohnheim, in dessen dritten Stock sie ihre Koffer tragen mussten, bevor jeder von ihnen sein kleines karges Zimmer betrat. Nachdem sie mit Ernüchterung festgestellt hatten, dass die Zimmer noch spartanischer als in ihrer Vorstellung waren, begab sich jeder zu seiner Station.
Den bleibenden Eindruck des ersten Tages erhielt wohl Franz, der bereits einige eindrückliche Patienten zu Gesicht bekam, ehe er das Arztzimmer der Station für seelische Gesundheit erreicht hatte. Auf sein zaghaftes Klopfen folgte keine Antwort, also trat er nach einigem Warten in das spärlich eingerichtete Zimmer mit den hohen Medikamentenschränken ein. Bei seinem Gegenüber löste dies einige hektische Bewegungen aus, erst dann sah Franz die Spritze in seiner Hand. „Oh, guten Tag, entschuldigen Sie, setzen Sie sich…“, stammelte der Mann ihm gegenüber, der um einiges jünger schien als der Professor. „Ich muss hier noch Medikamente vorbereiten, also für die Patienten.“ Schnell verstaute der Arzt die Ampullen in einem der Schränke und Schloss ihn mit einem großen, klimpernden Schlüsselbund ab. Er wies Franz an, ihm zu folgen, ohne ihm zu sagen, wer er war und wohin er ihn brachte. Franz ahnte bereits böses und wollte der Theorie seiner Freunde, dass die Patienten irgendwann auch auf ihre Ärzte abfärben, schon etwas Glauben schenken, als sie zusammen ein freundlich eingerichtetes Büro betraten. Der Chefarzt, der sich ihm gleich vorstellte und seine Hilfe versicherte, wirkte ganz und gar nicht so fahrig wie sein junger Untergebener.
Thomas‘ erster Tag war sehr unspektakulär, da er ihn nur mit Warten auf den Chefarzt der Chirurgie verbrachte, der seit drei Stunden in einer komplizierten Herzoperation steckte und so schnell anscheinend auch nicht fertig wurde. Als es bereits auf das Abendessen zuging, verabschiedete er sich bei den Schwestern und dem Assistenzarzt, er wollte am nächsten Tag sein Glück noch einmal versuchen.
Einen bleibenden Eindruck ganz anderer Art erhielt Georg. Sicherlich, auch hier war der Chefarzt bestimmt ganz passabel, und auch der eine griesgrämige Oberarzt würde ihn nicht so sehr stören, einige Fälle hörten sich sehr interessant und ungewöhnlich an, aber am meisten faszinierte ihn doch eine zierliche junge Dame… Seine beiden Freunde konnten sich das Grinsen am Abend nicht verkneifen, als sie sich zu dritt in eines der kleinen Zimmer gequetscht hatten, um ihre Eindrücke den anderen mitzuteilen. „Du Weiberheld! Wir hätten lieber

gleich vor unserer Ankunft eine Warnung herschicken sollen“, vergnügte sich Thomas, der damit wenigstens ein bisschen den ernüchternden Nachmittag ausgleichen konnte.
Allmählich schlich sich tatsächlich der Alltag in das Leben der drei Studenten ein. Sie hätten so schnell nicht damit gerechnet, aber bei der vielen Arbeit machte es ihnen nicht sehr viel aus, so weit von zu Hause entfernt zu sein. Georg verbrachte seine Arbeitstage zwischen Schwestern- und Patientenzimmer, immer mit einer Nadel im Arm des Patienten oder dem Stethoskop auf dessen Brust, aber stets aufmerksam genug, um einen Blick auf Nora zu werfen, wenn sie das Zimmer betrat. Thomas‘ Kondition, viele Stunden am Stück zu stehen und die Hand, mit der er schützend Leber oder Lungenflügel zur Seite hielt, trotz Kribbeln und Schmerzen während der Operation nicht zu bewegen, wurde besser. Auch die Ausdauer von Franz nahm zu, inzwischen gewöhnte er sich daran, einen Patienten mit Anfallsleiden festzuhalten und ihm gleichzeitig eine Beruhigungsspritze geben zu können. Nach und nach lernte er auch die Menschen hinter den Fällen kennen, die von der Gesellschaft abschätzig betrachtet wurden.
Insgeheim genossen sie es, ihr Leben mehr in die eigene Hand nehmen zu können. Der größte Beweis ihrer Freiheit war sicherlich die „Soiree“ bei Herrn Doktor Klein, seines Zeichens aber ein eher großgewachsener Oberarzt der inneren Medizin. Er hatte Georg eingeladen, aber als er erfuhr, dass mit ihm noch zwei weitere Studenten ihre Ferien hier verbrachten, sollten auch die anderen beiden unbedingt mitkommen. Als die drei dann eines lauen Sommerabends die Treppe in die zweite Etage eines Mietshauses nicht weit von der Klinik entfernt hinaufstiegen, hörten sie bereits gedämpfte Gespräche und ein Grammophon im Hintergrund. Auf das Klingeln folgte lange erst einmal keine Reaktion, ehe der Gastgeber selbst beschwingt die Tür aufriss. „Meine jungen Kollegen, herein, herein!“, rief er ihnen entgegen und schloss dann die Tür hinter ihnen. Etwas unsicher schauten sich die drei um und erkannten den ein oder anderen ihrer Kollegen. Dieser Abend war also eher fächerübergreifend. Eine junge Krankenschwester hatte es übernommen, mit einem Tablett in der Hand den Gästen etwas zu trinken anzubieten. Als Georg sie sah, hielt er kurz den Atem an und schaute sich suchend nach Nora um, aber ansonsten waren fast nur Ärzte da. Außerdem schätzte er sie nicht so ein, dass sie hier ihren Abend verbringen würde. Nach einigen Gläsern Champagner, Whiskey und einem Prost auf das zukünftige Arztgehalt, dass ihnen ebendiese Möglichkeiten auch eröffnen würde, waren sie locker genug, um mit dem ein oder anderen bekannten Arzt ein paar Worte zu wechseln. Irgendwann kam auch der etwas seltsame Psychiater, den Franz während seines ersten Tages auf Station kennengelernt hatte, ihn ihre Nähe. Franz hegte schon die Hoffnung, sich in dieser lockereren Umgebung vielleicht etwas ungezwungener und von Seiten des Arztes weniger fahrig unterhalten zu können, als er es sah: Der Arzt hielt ihnen eine Ampulle hin. Auf die schockierten Blicke antwortete er mit reichlich verwaschener Sprache: „Keine Angst, is kein Morphium, nur ein bisschen Kokainlösung. Ein bisschen für die Stimmung!“ Franz wusste nicht, was er fühlen sollte, so hin und hergerissen war es zwischen dem Schock, dass sich die Klischees seiner Freunde hier gerade erfüllten, und der Amüsiertheit, dass er diesen Mann gleich vom ersten Augenblick an richtig eingeschätzt hatte. Die drei Studenten schüttelten nur synchron den Kopf und beobachteten dann, wie einige Ärzte, die es sich auf hohen Sesseln in der Ecke des Raumes bequem gemacht hatten, ihren Kollegen und sein Mitbringsel begeistert empfingen. Während Franz – ausgerechnet er! – von der Schwester, die nun keine Getränke mehr unter die Gäste brachte, zum Tanzen aufgefordert wurde, beobachteten die anderen beiden aufmerksam Franz‘ unbeholfene Tanzversuche und die zunehmende Ausgelassenheit der Doktoren in der Ecke.
Der nächste Tag war eine große Herausforderung für jeden der drei, schon das Aufstehen mit den unerträglichen Kopfschmerzen stellte ein unüberwindbares Hindernis dar. Selbst Thomas kümmerte sich lieber um die Inspektion der verheilenden Wunden, als mit seinem Chef im OP zu stehen. Zu sehr hatte er Angst, dass das Infektionsmittel im OP wieder den Gedanken an den ganzen Alkohol am Abend und damit die Übelkeit heraufbeschwören würde. Die ausufernde Feier hatte auch bei den nicht anwesenden Schwestern die Runde gemacht, sodass sie alle mitfühlend nickten, als sich die drei – fast wie abgesprochen – nachmittags wegen Unwohlsein verabschiedeten und zurück auf ihre Zimmer gingen.
Thomas verbrachte den restlichen Nachmittag in der Stadt, auf der Suche nach der Post, um seiner Freundin endlich den versprochenen Brief zu schicken. Anstatt alle paar Tage zu schreiben, hatte er abends nach dem anstrengenden Tag immer nur einige Zeilen über die Erlebnisse des Dienstes hinzugefügt und sich vorgenommen, den Brief am nächsten Tag schließlich abzuschicken, aber dies wiederholte sich jeden Abend. Um seiner Liebsten nicht den Eindruck zu verschaffen, er habe sie vergessen oder würde – so wie Georg – seine Gedanken viel lieber an eine reizende Krankenschwester verschwenden, raffte er sich endlich auf. Er hatte Franz gefragt, ob dieser mitkommen wollte, aber dieser zog es vor, das gerade erschienene Buch „Über Psychoanalyse“ von einem gewissen Sigmund Freud zu lesen.
Georg hingegen hatte unter Einsatz all seines Charmes mit eben jenem weiblichen Wesen einen Spaziergang im angrenzenden Park verabredet. Nervös und viel zu früh stand er am Weg, der vom Krankenhausgelände zum Park führte. Nach einer gefühlten Ewigkeit eilte sie im adretten Kleid heran. Ihr blondes Haar, das nun nicht mehr von einer Haube verdeckt war, wehte dabei leicht in der sommerlichen Brise und nahm Georg fast den Atem. Nora begrüßte ihn mit einem schüchternen „Hallo“ und hakte sich dann gleich bei ihm ein, was ihn

etwas überraschte, ihm aber keinesfalls missfiel. Die Unterhaltung bestritt hauptsächlich er, Nora war vor allem darum bemüht, ihn mit den Fragen zu seinem Studium und dem Leben in einer großen Stadt am Reden zu halten. Georg fühlte sich geschmeichelt von so viel Interesse und kam sich fast schon vor wie einer der ganz Großen, was ihn dazu verleitete, seine Visionen über den Siegeszug der Mittel, die man vor nicht allzu langer Zeit als Antibiotika im Labor entdeckt hatte, auszumalen. Mitten in seiner Ausführung über die Hoffnungen, die er auf die zukünftigen Entwicklungen in diesem Bereich setzte, fühlte er einen Ruck an seinem Arm, weil Nora plötzlich stehengeblieben war. „Was ist?", fragte er sie überrascht, weil er so plötzlich aus seinem Redefluss gerissen worden war. „Ich dachte nur… Warum wirst du eigentlich Arzt? Ich sehe ja, dass du den Menschen helfen willst, aber ich glaube, dass ein Krankenhaus nicht der richtige Ort für dich ist. Du willst forschen und Sachen entdecken, die heilen können. Hast du nicht mal überlegt, das zu deinem Beruf zu machen?", fragte sie und steuerte damit den längsten Gesprächsbeitrag seit Beginn ihres Spaziergangs bei. Thomas' Blick verlor sich in den grünen und blühenden Sträuchern und Bäumen um sie herum, unschlüssig, was er darauf antworten sollte. Ja, er hatte darüber nachgedacht, und das nicht nur einmal. Aber warum hatte er nicht Naturwissenschaften studiert? Das wollte er sich und erst recht nicht Nora eingestehen, nicht jetzt und hier an diesem wunderschönen Nachmittag. Doch gegen seinen Willen zog am Horizont der übergroße Schatten seines Vaters auf, Inhaber einer internistisch-hausärztlichen Praxis in einer Vorstadt, der all seine Hoffnungen in seinen ältesten Sohn setzte und seine Erwartungen in ihn immer wieder betonte. Nora schaute immer noch fragend zu ihm auf und sein verfinsterter Blick begegnete ihren Augen unter der gekräuselten Stirn. „Habe ich was falsches gesagt?", fragte sie vorsichtig. „Nein, nein ganz und gar nicht. Du hast ja irgendwie Recht. Mein Vater hat eine eigene, florierende Praxis und setzt nun alle Hoffnungen in mich", gab Georg nun seine Gedanken preis. „Er will also, dass du in seine Fußstapfen trittst. So eine eigene Praxis ist doch wirklich nicht schlecht, was ist daran das Problem?" „Was das Problem ist? Die Fußstapfen meines Vater kann keiner ausfüllen!", antwortete er etwas wirsch und ließ Nora mit einem Nicken zurück, da sie gerade wieder am Ausgang des Parks angekommen waren.
Nachts lag er wach und machte sich Vorwürfe, dass er Nora so abweisend behandelt hatte. Sie konnte ja nichts dafür, dass sein Vater so einen Druck aufbaute und er sich nicht traute, ihn zu enttäuschen. Dabei würde es garantiert so enden: Georg konnte den allseits geschätzten, beliebten und kompetenten, erfolgreichen Internisten, der sein Vater war, nicht ersetzen. Er würde sich ewig mit seinem Vater vergleich müssen, um dann festzustellen, dass er seine Position nie ausfüllen könnte. Er schlief schlecht und begab sich am nächsten Morgen gleich auf die Station um sich bei Nora zu entschuldigen. Doch die begrüßte ihn wie immer mit ihrem freundlichen, offenen Lächeln und machte nicht den Anschein, dass sich gestern im Park etwas Besonderes ereignet hätte. Georg rückte deswegen von seinem Plan ab, ihr sein Verhalten zu erklären, und fragte sie stattdessen, ob sie am Wochenende mit ihm in die Stadt gehen wollen würde. Ihr Lächeln wurde in seinen Augen ein bisschen verschmitzter, was er als Zustimmung deutete.
In seiner Erzählung der Ereignisse des Nachmittags, die wie selbstverständlich am Abend wieder in seinem Zimmer stattfand, war Georg überraschend zurückhaltend. So sehr Franz und Thomas über seinen Hang zur Frauengeschichten amüsiert waren, so sehr lechzten sie auch nach Neuigkeiten. Mehr, als dass Georg und Nora im Stadtpark spazieren waren, fast einem Assistenzarzt über den Weg gelaufen wären – Gott bewahre! – und anschließend in einem Café Kuchen gegessen hatten, war nicht aus ihm herauszubekommen. Also begnügten sie sich mit dem Lächeln, das nicht von seinem Gesicht weichen wollte, und dachten sich ihren eigenen Teil dazu.
Die restliche Zeit flog dahin, auch für Franz und Thomas, die jetzt öfters zu zweit bei gutem Wetter Ausflüge in die Umgebung unternahmen und nur ahnen konnten, wo Georg gerade steckte. Nach zwei Monaten trugen sie ihre Koffer wieder aus dem dritten Stock in den Innenhof hinunter und bis vor das Eingangsportal des Krankenhauses. Die Bahn sollte erst in zwanzig Minuten kommen, weshalb Franz und Thomas unschlüssig an der Straße standen. Georg war noch einmal auf die Station gelaufen in der Hoffnung, Nora ein letztes Mal zu sehen. Sie war gerade auf dem Flur dabei, Geschirr abzuräumen, als sie ihn sah und auf den Schwesternaufenthaltsraum wies. Er folgte ihr schnell und war froh, als er den Raum verlassen vorfand. Nora sah nicht gut aus, ihr Lächeln war einem eher leidenden Gesichtsausdruck gewichen. „Du musst schon los?", fragte sie noch, obwohl sie die Antwort genau kannte. Georg nickte nur, nahm ihre beiden Hände in seine und drückte sie fest, als er ihr versprach ihr zu schreiben und sie nicht zu vergessen. Als er ihre Hände losgelassen hatte, stellte Nora sich auf Zehenspitzen und reckte sich zu seiner Wange hinauf, um ihm einen Kuss zu geben. „Mach's gut. Es war wirklich eine schöne Zeit. Ich hoffe, dass du einen Weg findest, das zu tun, was dich glücklich macht", waren ihre letzten Worte an ihn.
Und so saßen sie wieder in der hölzernen Kleinbahn, die sie zurück zum Bahnhof brachte, an dem sie vor zwei Monaten hier angekommen waren. Sie hatten in dieser Zeit viel gelernt, der eine mehr vom - oder vielmehr für - das Leben, der andere doch zumindest so einiges Fachliches. Sie fühlten sich komisch dabei, das alles hinter sich zu lassen, freuten sich aber auf zu Hause und auf das, was das Leben in den nächsten Jahren für sie

bereithalten würde. Also trugen sie ihr Gepäck wieder durch den Tunnel, hinauf in die Halle mit dem Holzdach, in der schon die Eisenbahn stand. Das war er nun, ihr Sommer in Löwenberg, und er würde es immer bleiben.

Ihrem Tatendrang, Idealismus und ihrer Begeisterung wurde aber ein jähes Ende bereitet: Thomas wurde bereits 1914, sein Studium noch nicht einmal beendet, in den Sanitätsdienst an die Front berufen. Wie viele verwundete Soldaten er behandeln musste, wusste er selbst irgendwann nicht mehr. Es war alles ein Rennen gegen die Zeit, den Blutverlust, die Infektion und die eigene Erschöpfung. Später, wieder zu Hause bei seinem inzwischen dreijährigen Sohn und seiner Frau, beendete er sein Studium und begrub seinen Traum vom Chirurgendasein. Die vielen Kriegsverletzungen hatten ihn davon abgebracht, stattdessen versorgte er jetzt die Einwohner eines kleinen brandenburgischen Dorfes und ihre alltäglichen Beschwerden.
Georg stand angespannt über seine Reagenzgläser und Petrischalen gebeugt im Labor, während die Granaten auf Verdun hagelten. Er verließ sein Labor erst für längere Zeit, als der Krieg in Deutschland Einzug hielt. Die Welt der Biochemie hatte ihn so sehr in den Bann gezogen, dass er irgendwann sogar Nora vergaß, die sich schließlich nur noch sporadisch mit kurzen Briefen bei ihm meldete. Als Löwenberg im Krieg besetzt wurde, musste sie wohl wie alle anderen die Stadt verlassen (das nahm er zumindest an, um an nichts Schlimmeres zu denken), und schrieb danach nie wieder.
Und schließlich Franz, der aufgrund der Position seines Vaters als Bürgermeister einer Kleinstadt sein Medizinstudium auch während des Krieges fortsetzen durfte, wenn auch unterbrochen durch Hilfseinsätze in den Semesterferien. 1917 erhielt er seinen Doktortitel und ging in die Schweiz an ein berühmtes Sanatorium, in dem die vom Krieg gezeichneten Menschen mit dem nötigen Kleingeld versuchten, die letzten vier Jahre zu vergessen. Wenn sie nur gewusst hätten, was sie in nicht allzu weiter Ferne erwarten würde…